Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 18 (1976)

Artikel: 100 Jahre "Jürg Jenatsch"

Autor: Mohler, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-550429

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

100 Jahre «Jürg Jenatsch»

von Hans Mohler

Das meiste von dem, was vor einem Jahrhundert an Belletristik geschrieben wurde, ist heute aus dem Bewußtsein der Allgemeinheit entschwunden, ja es fristet nicht einmal mehr ein akademisches Schattendasein in den Vorlesungen der Literaturprofessoren oder in den Seminar-Arbeiten der Studenten, sondern schläft den Schlaf des (zu Recht oder Unrecht) Vergessenen auf den Regalen der Bibliotheken, sofern es nicht auch dort als Ballast bereits ausgeschieden worden ist. Im übrigen ist dies das normale Schicksal der Literatur. Welche der heute gepriesenen Bücher in hundert Jahren noch leben werden, vermag niemand vorauszusagen. Schon das vor dreißig Jahren Geschriebene hat heute, wenige Ausnahmen abgerechnet, keine Leser mehr. Auch die nichtjournalistische Literatur von heute ist weitgehend eine Tageserscheinung, zu raschem Konsum bestimmt.

Nach hundert Jahren noch lebendig zu sein ist also eine große Ausnahme. Meyers «Jürg Jenatsch», der ein ausgewachsener Roman ist, obwohl sein Autor ihn bescheiden «Eine Bündnergeschichte» nennt, hat das inzwischen verflossene Säkulum in ständiger Präsenz hinter sich gebracht, ist also nicht nach langer Vergessenheit künstlich wiederbelebt worden, wie das mit so manchem andern Werk der Literatur geschah. Das ihm von seinem Schöpfer eingehauchte Leben trug das Buch zehnmal über die Schwelle eines neuen Jahrzehnts hinweg, und es ist nicht einzusehen, weshalb sich dieses Leben nicht auch noch weit ins zweite oder dritte Jahrhundert hinein fortsetzen sollte.

Eine Vorbemerkung zum Titel sei gleich hier angebracht: In den beiden ersten Auflagen trug der Held noch durchwegs seinen wirklichen Vornamen. Dem deutschen Verleger Hermann Haessel war dieser «Georg» jedoch zu bieder. Er schlug Meyer die Abänderung in «Jürge» vor. Damit konnte sich der Dichter, der seine Bündner und Freunde Graubündens kannte und sich mit Schrecken ausmalte, wie dieser «Jürge» auf sie gewirkt hätte, nicht einverstanden erklären. Er drang darauf, wenigstens das Schluß-e fallen zu lassen. So entstand der uns vertraute «Jürg», in Wirklichkeit eine Zwitterbildung aus dem norddeutschen «Jürgen» und dem schweizerischen «Jörg». Diese völlig unhistorische Namensform hat sich inzwischen so eingebürgert, daß sie nicht nur unzählige Male als Taufname verwendet wurde (und noch wird), und zwar auch außerhalb Graubündens, sondern sogar in historische Zusammenhänge einging. So meldeten die Zeitungen nach der Öffnung des Jenatsch-Grabes in der Churer Kathedrale einhellig, man habe die letzte Ruhestätte «Jürg» Jenatschs gefunden. Geärgert haben sich über diese Formulierung höchstens die wenigen Jenatsch-Spezialisten unter den Historikern. Es sei darum hier nochmals festgehalten: der historische Jenatsch tritt in keinem erfaßbaren Fall als «Jürg» auf, sondern stets als Georg oder Jörg, latinisiert als Georgius, italienisch als Giorgio und romanisch als Güerg. Spricht man von «Jürg Jenatsch», so sollte man sich bewußt sein, daß damit nur die Meyersche Roman-Figur gemeint sein kann, die sich, wie noch

zu zeigen sein wird, auch noch in anderer Weise vom historischen Vorbild unterscheidet.

In der Reihe der historischen Erzählungen Conrad Ferdinand Meyers steht der «Jürg Jenatsch» an zweiter Stelle. Vorangegangen war ihm 1873 die Hugenotten-Erzählung «Das Amulett», die vom Thema her gewisse Berührungspunkte mit dem «Jenatsch» hat. Die «Bündnergeschichte» ragt insofern aus dem erzählerischen Schaffen des Dichters heraus, als sie die übrigen Werke an Umfang weit übertrifft und schon aus diesem Grunde einen besonderen Platz beanspruchen darf.

Hier stellt sich die Frage, wie ein Autor dazukommt, einen bestimmten Stoff zu bearbeiten. Es fällt auf, daß Meyer lauter historische Themen gewählt hat. Dies hängt mit seinem rückwärtsgewandten Wesen zusammen, das wiederum eng mit der Struktur seiner Persönlichkeit und seinem individuellen Schicksal verknüpft ist. Meyer war ja wie sein Zeitgenosse Keller bis in die reifen Jahre hinein eine im bürgerlichen Sinne gescheiterte Existenz. Er hat nie einen Beruf erlernt und stand nach dem frühen Tod des Vaters lange unter dem lähmenden, von Melancholie und romantischer Frömmigkeit geprägten Einfluß der Mutter, die sich allen Absichten des Sohnes, sich künstlerisch auszubilden, mit heftigster Entschiedenheit widersetzte. Eine erste eigene Leistung kam erst zustande, nachdem Meyer sich seiner schwankenden geistigen Gesundheit wegen aus dem Familienkreis hatte entfernen müssen. Es war bezeichnenderweise eine historische Arbeit, nämlich die Übersetzung von Thierrys «Récits des Temps Mérovingiens» (Deutscher Titel: «Könige und Königinnen der Merowinger»). Damit waren die Weichen gestellt. Nur in den Gedichten lebt zuweilen die Gegenwart auf.

Selber keineswegs von energischer, kraftstrotzender Natur, fand Meyer die Wesenszüge, die ihm fehlten, in den Gestalten der Historie. Er brauchte den Umgang mit ihnen als Ergänzung und Stütze ebensosehr wie im persönlichen Alltag — bis an die Schwelle des Alters — die Gegenwart seiner Schwester Betsy. Es gehört in diesen Zusammenhang, daß er sich erst als Fünfzigjähriger entschließen konnte, eine eigene Familie zu gründen. Zwei günstige Umstände trugen zur endgültigen Entfaltung von Meyers Künstlertum bei: der Freitod der Mutter 1856, zu einer Zeit also, da der spätere Dichter schon im 31. Lebensjahr stand, und kurz darauf eine große Erbschaft, deren Erträgnisse ein sorgenfreies, unabhängiges Leben ermöglichten. Auf die im Laufe der Zeit beträchtlichen Einkünfte aus seiner Schriftstellerei war Meyer nie angewiesen.

Graubünden war ihm seit dem 13. Lebensjahr vertraut. Er hatte es damals mit seinem Vater durchwandert und kehrte auch später immer wieder in die von ihm geliebten Täler zurück, aus deren Boden die Vergangenheit gleichsam unter jedem Schritt aufbrodelte. Eine Zeitlang dachte er sogar daran, sich in Thusis dauernd niederzulassen, doch redeten ihm die Freunde diesen Plan aus; vor allem befürchteten sie, die im Winter sonnenarme Lage des Dorfes könnte negative Auswirkungen auf Meyers geistige Gesundheit haben.

Wann der Plan zum «Jenatsch» erstmals auftauchte, läßt sich nicht mehr mit Sicherheit feststellen. Möglicherweise ist Meyer während des Lausanner Aufenthaltes 1853 das Jenatsch-Drama Théodore de Saussures in die Hände geraten, und um die gleiche Zeit wies ihn sein Freund Louis Vuillemin auf den großen Bündner hin. Man kann jedoch annehmen, daß die Gestaltung des Stoffes seit den frühen sechziger Jahren in Griffnähe lag, denn 1866 machte Meyer mit seiner Schwester Betsy eine ganz auf Jenatsch ausgerichtete Reise durch Graubünden und ins Veltlin. Er nahm es dabei so genau, daß dieser historische Augenschein mehrere Monate beanspruchte. Später, 1871/1872, folgte ein ebenso ausgedehnter Aufenthalt in Venedig, einem wichtigen Schauplatz des «Jenatsch». Als Vorbereitung auf diese Lokalstudien kann man die Beschäftigung mit den historischen Materialien annehmen. Nach Abschluß des Romans schrieb Meyer seinem Freund Félix Bovet, er habe ungefähr alles gelesen, was über diesen Gegenstand geschrieben worden sei. Es werden vor allem die zeitgenössischen Chroniken und Memoiren gewe-

sen sein. In Venedig kamen Archivstudien dazu. — Möglicherweise hätte Meyer seine «Bündnergeschichte» anders geschrieben, wären ihm, wie uns Heutigen, die grundlegenden Darstellungen Haffters oder Pfisters bekannt gewesen, doch war es auch zu Meyers Zeit schon möglich, sich ein einigermaßen getreues Bild vom historischen Jenatsch zu machen.

Daß die eigentliche Arbeit am Roman erst 1874 in Gang kam, hat verschiedene Gründe. Einerseits war sich Meyer der Gestaltungskraft, die ein solcher Stoff erforderte, noch nicht völlig sicher. «Das Amulett» könnte als Präludium zum «Jenatsch» aufgefaßt werden, als erster Versuch, Historie in den erzählerischen Griff zu bekommen. Anderseits war Meyers eigentliches Ziel, mit dem er auch später noch liebäugelte, das historische Drama, damals als die höchste literarische Gattung angesehen. Er scheint tatsächlich den ganzen ersten Akt eines Jenatsch-Dramas, in Schillerschen Jamben, fertiggestellt zu haben. Erhalten ist davon nur ein wenig aufschlußreiches Fragment. Die Überfülle des Stoffes war auch nicht dazu angetan, zur epischen Gestaltung zu ermuntern, und so dachte Meyer eine Zeitlang daran, eine «historisch-biographische Skizze» über Jenatsch zu schreiben, vielleicht in der Art, wie Thierry die Merowinger dargestellt hat. Möglicherweise hat ihm das Gelingen des 1873 erschienenen «Amuletts» den Entschluß zur erzählerischen Darstellung erleichtert. Jedenfalls erfolgte die Niederschrift «Jürg Jenatschs» dann erstaunlich rasch, zur Hauptsache im Frühling und Sommer 1874 im Meilener «Seehof», bei schönem Wetter im Garten unter der in einem Gedicht besungenen «schwarzschattenden Kastanie». Die endgültige Gestalt war dies allerdings noch nicht. Die schon 1874 in der Zeitschrift «Die Literatur» abgedruckte erste Fassung wurde im folgenden Jahr stark überarbeitet und erschien 1876 in Buchform. Weitere Veränderungen betreffen, wie bereits erwähnt, von der dritten Auflage an die teilweise Ersetzung «Georgs» durch «Jürg». Schon in die zweite Auflage eingefügt wurde das 12. Kapitel des III. Buches, der Dialog mit Serbelloni.

Wie wir schon wissen, hat sich Meyer genau über den historischen Jenatsch informiert. Daß seine Darstellung auf weite Strecken erheblich von der geschichtlichen Wahrheit abweicht, hat mehrere Gründe. Als erster mag gelten, daß jeder Rohstoff als solcher für eine literarische Darstellung unbrauchbar ist. Roman und Erzählung folgen ihren eigenen Gesetzen. Der Dichter muß sich die Freiheit herausnehmen, durch Auswahl, Idealisierung, Profilierung das historische Vorbild den Gesetzen der Epik, aber auch seinen eigenen Anschauungen anzupassen. Keine epische oder dramatische Gestaltung eines historischen Stoffes ist durch und durch geschichtlich treu. Das gilt für die griechischen Tragödien wie für die Dramen Shakespeares, Goethes oder Schillers oder die Romane Walter Scotts. Historische Treue ist kein Kriterium bei der Beurteilung geschichtlicher Epik oder Dramatik. So ist es ein grober, wenn auch oft begangener Fehler, den «Jürg Jenatsch» für historisch bare Münze zu nehmen. Meyer hat letzteres auch nie behauptet. Er war sich im Gegenteil des Abstandes seiner Jenatsch-Figur zum realen Vorbild stets klar bewußt. Dies dokumentiert mit aller wünschenswerten Deutlichkeit eine Briefstelle (an Félix Bovet): «Pour Jenatsch j'ai la certitude que ce n'était qu'un coquin, et j'en ai fait un personnage.» Frei übersetzt: «Was Jenatsch betrifft, weiß ich mit Sicherheit, daß er ein bloßer Schurke war, und ich habe daraus eine Persönlichkeit gemacht.» Trotz aller Vorliebe Meyers für Gewalt- und Kraftnaturen muß ihm der historische Jenatsch, so wie er sich ihm aus dem erreichbaren Material darstellte, gegen den Strich gegangen sein. Er war selber ein viel zu ehrlicher und lauterer Mensch, als daß er sich mit politischen Gewalttaten und Ränkespielen hätte identifizieren können. Möglicherweise ist damit die lange Entstehungsgeschichte des «Jenatsch» erklärt. Es muß dem Dichter Mühe gemacht haben, sich diesen «Schurken» so zurechtzulegen, daß er ihn einer Darstellung für würdig befand. Es bedurfte dazu der romantischen Verklärung im Zeichen unbändiger Vaterlandsliebe, die alles Negative, dem

nicht auszuweichen war, einem höheren Sinn unterordnete. Es bedurfte außerdem des Motivs tragischer Liebesentsagung, die auch noch den gewaltsamen Tod umwittert. Es bedurfte der Gegenfiguren der Plantatochter und des edlen, verratenen Herzogs. Und es bedurfte der Abschwächung der Gründe für die Konversion, die Meyer, dem überzeugten Protestanten, unverständlich bleiben mußte.

Im folgenden soll versucht werden, der Romanhandlung die geschichtlichen Fakten gegenüberzustellen. Dabei leitet mich die Absicht, das im Volke stark verankerte, an Meyer orientierte Jenatsch-Bild zurechtzurücken. Selbstverständlich soll damit keine Polemik gegen Meyer nebenhergehen. Er kann nichts dafür, daß man seine Dichtung vielfach falsch verstanden hat.

Bei Meyer wächst Jenatsch in Scharans auf. Damit ist die Nähe zu Rietberg gegeben, was dem Dichter ermöglicht, die Beziehung zu Lukretia schon im Kindesalter beginnen zu lassen. Hier taucht auch erstmals der tückische jüngere Rudolf Planta auf, jedoch nicht als Bruder Lukretias, wie es der Wirklichkeit entspräche, sondern als Cousin. Der historische Rudolf Planta, Bruder des Pompejus, war jedoch kinderlos. — Der geschichtliche Jenatsch ist in Silvaplana aufgewachsen. Lukretias wirklicher Vorname war Katharina. Meyer gab ihr vermutlich den altrömischen Namen, weil dieser besser zu seiner Sicht ihres Charakters paßte. — Eine persönliche Beziehung zwischen Jenatsch und der Planta-Tochter ist historisch nicht nachzuweisen. Die ganze Liebesgeschichte zwischen ihnen, ein tragendes Motiv des Romans, ist Meyers Erfindung. Als Legitimation läßt Meyer Lukretia unverheiratet bleiben, Jenatsch früh verwitwen. In Wirklichkeit heiratete Lukretia (Katharina) Rudolf v. Travers auf Ortenstein, und Jenatsch nahm noch als Veltliner Prädikant die Davoserin Anna Buol zur Frau. Er hatte mit ihr sechs Kinder. Der letzte direkte männliche Nachkomme Jenatschs, der k. u. k. österreichische Oberst Johann Ulrich Jenatsch, starb 1911 in Chur.

Hier ist das Motiv der Blutrache anzuschließen, die Lukretia an Georg vollzieht, und zwar mit der gleichen Axt, mit der ihr Vater getötet worden war. Es ist der letzte Liebesdienst, den sie dem durch frühe Schuld ewig von ihr Getrennten leistet, denn er soll weder durch den unwürdigen Rudolf, mit dem der Dichter einen wirklichen Schurken in der Handlung untergebracht hat, noch durch den Knecht Lukas oder gedungene Totschläger fallen. — In Wirklichkeit hat sich Jenatsch mit dem Schwiegersohn des ermordeten Pompejus Planta versöhnt, möglicherweise sogar mit Katharina selber. Jedenfalls besteht zwischen ihr und der Ermordung Jenatschs kein Zusammenhang. Wohl war ihr Bruder Rudolf an der Beseitigung des Obersten beteiligt, aber nicht aus eigenem Antrieb, sondern als vorgeschobene Figur, so daß die Untat nach Blutrache aussah. Die Mordszene hat sich auch nicht im Churer Rathaus abgespielt, sondern im Gasthaus zum «Staubigen Hütlein».

Meyer läßt Jürg als Nachfolger des verstorbenen Vaters die Scharanser Pfarrei übernehmen. — Israel Jenatsch, der Vater Georgs, war jedoch bis zu seinem Tod 1624 Pfarrer in Silvaplana, starb also zu einer Zeit, da der Sohn den Talar längst an den Nagel gehängt hatte. Jenatsch übernahm die Pfarrei Berbenn im Veltlin auch nicht strafweise, wie Meyer angibt, sondern, vermutlich unter dem Einfluß seines Freundes Blasius Alexander, aus freien Stücken. Blasius war während des Veltlinermordes im Engadin, hat also die Flucht über den Murettopaß nicht mitgemacht, wie Meyer es darstellt, wohl aber waren Frau und Töchterchen des Blasius unter den Flüchtlingen.

Das Duell mit dem Obersten Ruinelli, dem Schloßherrn von Baldenstein, läßt Meyer in Padua vor sich gehen. In Wirklichkeit fand es in Chur vor dem Untern Tor statt. Der Anlaß ist von Meyer getreu wiedergegeben worden, doch bleibt das von Grimani unterschobene geheime Ziel Jenatschs, er habe einen Rivalen um eine Oberstenstelle unter Rohan beseitigen wollen, außerhalb jeder realen Möglichkeit, denn das Duell fand in einem Moment statt, wo Ruinelli sein Regiment infolge Entlassung der

Truppe soeben verloren hatte. Überdies kam Rohan erst 1631 erstmals in die Drei Bünde, mehr als vier Jahre nach dem Duell.

Jenatsch saß in Venedig tatsächlich unter den Bleidächern, doch nicht wegen des Duells, sondern aufgrund von eigenmächtiger Entfernung von der Truppe. Außerdem widersetzte sich Jenatsch der Zusammenlegung seiner beiden Kompanien. Er blieb mehrere Monate in Untersuchungshaft, wurde aber schließlich freigesprochen und entschädigt.

Mit Rohan ist Jenatsch weder in Colico noch in Venedig zusammengetroffen. Es bestand auch kein besonders enges Verhältnis zum Herzog. Der sogenannte Verrat verdient in Wirklichkeit diesen Namen nicht. Rohan gab sich genaue Rechenschaft über seine durch Richelieu verursachte schwache Position. Er wies den Kardinal immer wieder darauf hin, die Bündner könnten sich Spanien zuwenden, falls nicht der von ihnen gewünschte Vertrag, der die früheren Verhältnisse im Veltlin wiederherstellen sollte, abgeschlossen würde. Es war ihm auch nicht verheimlicht worden, daß Jenatsch in Innsbruck Verhandlungen mit dem spanischen Gesandten Henriquez führte. Die Kapitulation vor der Rheinschanze — Meyer verlegt sie nach Chur — muß den Herzog trotzdem überrascht haben, und natürlich hatte er vorher nichts von den mit Österreich und Spanien getroffenen militärischen Abmachungen gewußt, die die Kapitulation unausweichlich machten. Daß Jenatsch jedoch bis zum letzten Augenblick versucht hätte, Rohan Sand in die Augen zu streuen, ist völlig unhistorisch.

Jenatsch hat den Abschluß der Verhandlungen mit Spanien, dessen Vertreter Leganez und nicht Serbelloni war, wie Meyer es darstellt, nicht mehr erlebt. Er kehrte mit keinem rechtskräftigen Vertrag von Mailand zurück, wo er übrigens nicht der einzige Bevollmächtigte der Drei Bünde war, sondern nahm zuletzt an den nach Madrid verlegten Gesprächen gar nicht mehr teil. Diese dauerten ein volles Jahr und kamen erst nach Jenatschs Ermordung zum Abschluß.

Die Konversion sieht Meyer als politischen Schachzug Jenatschs. Wenn es heute auch nicht mehr möglich ist, die eigentlichen Motive zu erkennen, läßt sich doch hinreichend belegen, daß sich Jenatsch jahrelang mit dem Glaubenswechsel beschäftigt hat. Nach meiner persönlichen Meinung ist dieser in einen größeren Zusammenhang zu stellen: Kurz vor seinem Tode bewarb sich Jenatsch in Innsbruck um die Erhebung in den Adelsstand. Dazu waren zwei Vorbedingungen nötig, nämlich die österreichische Staatszugehörigkeit und die katholische Konfession. Die erste Prämisse war seit 1627 erfüllt, denn Jenatsch hatte das Davoser Bürgerrecht erworben und sich damit freiwillig zum österreichischen Untertan gemacht. Der Erfüllung der zweiten Bedingung ging ein langes Zögern voraus, und Jenatsch vollzog den Übertritt nicht ohne gründliches Studium der katholischen Glaubenssätze. Was ihn schließlich überzeugte, waren, nach den enttäuschenden Erfahrungen mit der extrem föderalistischen bündnerischen Demokratie, die politischen Möglichkeiten des damaligen Katholizismus. Man muß sich vor Augen halten, daß sich zu jener Zeit überall der Übergang zum Absolutismus und zum Gottesgnadentum vorbereitete. Auf diesem Hintergrund gesehen, ist es schwierig zu entscheiden, ob Jenatschs Konversion echte religiöse oder bloß politische Beweggründe hatte. Vermutlich spielten beide mit. — Es hilft vielleicht auch zur Klärung dieser Frage mit, sich vorzustellen, wie Jenatschs Leben weitergegangen wäre, wenn man ihn nicht ermordet hätte: Die Nobilitierung wäre ausgesprochen worden. Das Adelspatent war ausgestellt. Es fehlte nur noch die kaiserliche Unterschrift, eine Formalität. Ein kaiserliches Lehen im Hegau war in Aussicht genommen. Ganz in der Nähe hatte sich Jenatsch ein weiteres Territorium als Pfand für ein Darlehen gesichert. Wäre es nicht möglich gewesen, daß Jenatsch sich aus den Bündner Angelegenheiten zurückgezogen und in Süddeutschland ein eigenes kleines — oder vielleicht sogar größeres — Reich aufgebaut hätte? Dazu mußte man vom Adel sein, und den kaiserlich verliehenen Adelsrang

erreichte man nur, wenn man katholisch war. Also doch politische Motive? Weltanschauliche und damit auch religiöse, möchte man sagen. Jedenfalls ist Meyer nicht beizupflichten, die Konversion sei ein politischer Schachzug im Zusammenhang mit der Befreiung der Drei Bünde gewesen. Mit letzterer hatte sie überhaupt nichts zu tun.

Rohans Feldzug (1635) stellt Meyer als einzige Besetzung des Veltlins durch die Franzosen dar. In Wirklichkeit eroberte ein bündnerisch-französisches Heer unter dem Marquis de Coeuvres es schon 1624 und mußte es 1627 aufgrund des Monsonio-Vertrages zwischen Frankreich und Spanien kampflos den päpstlichen Truppen überlassen.

Viele Nebenpersonen, etwa der Bürgermeister Waser oder Rohans Adjutant Wertmüller, sind erfundene Kontrastfiguren, ebenso der Pater Pankraz oder die Schwester Perpetua. Sie bereichern die Handlung, verknüpfen sie mit den Hauptpersonen oder dienen als Kommentatoren.

Die Hauptfiguren selber sind teilweise idealisiert. Von Jenatsch wissen wir es bereits. (Das sehr harte Urteil Meyers über den historischen Jenatsch vermag man allerdings heute nicht mehr zu teilen.) Aber auch Rohan erfährt eine teilweise verschönernde Darstellung. Er war nicht in erster Linie ein Freund des Bündnervolkes, auch wenn er sich zuletzt — Meyer hält sich hier an die wirklichen Geschehnisse — den Plänen seiner Unterführer widersetzt hat, den Umsturz der Bündner rückgängig zu machen, weil ein solches Vorgehen neue blutige Auseinandersetzungen auf dem Buckel des Volkes bedeutet hätte. Seine Aufgabe war die Wahrung der Interessen Frankreichs, und diese vertrugen sich nach der Rückeroberung des Veltlins nicht mehr mit den Interessen der Drei Bünde. Rohan war kein blindes, ahnungsloses Werkzeug Richelieus. Er wußte, was gespielt wurde, und verteidigte seine Position den zunehmend enttäuschten Bündnern gegenüber bis aufs äußerste. Der «gute Herzog», als den die vor allem auf Meyer zurückgehende Legende ihn sieht, war er objektiv gesehen nur bedingt. Seine Tragik bestand darin, sich an Aufträge zu binden, die seiner persönlichen Sicht zuwiderliefen. Er hat aber noch die Genugtuung erfahren, daß sowohl Richelieu als der König seine Handlungsweise nachträglich billigten.

Der Triumph Jenatschs über die Pläne Richelieus — das Veltlin als militärische Basis zur Eroberung Mailands — verliert aus historischer Sicht etwas von seinem Glanz. Der Kardinal, dem Rohan die Verhandlungen der Bündner mit Henriquez in Innsbruck gemeldet hatte, konnte mit Recht erwarten, diese würden nichts gegen Frankreich unternehmen, solange die Einigung mit Spanien nicht unter Dach war. Solange man in Innsbruck Vorverhandlungen führte — eine so wichtige Abmachung konnte nur in Madrid besiegelt werden —, bestand für Frankreich keine Gefahr. Daß die Bündner dennoch losschlugen, mußte Richelieu als politische Stümperei erscheinen. Die lange Dauer des nachträglichen Tauziehens mit Spanien gab ihm recht. Der Aufstand der Bündner vom Frühling 1637 war also zum mindesten voreilig, wenn nicht fahrlässig oder gar staatsgefährdend, denn es hätte sehr leicht geschehen können, daß die im Liechtensteinischen und bei Fuentes konzentrierten kaiserlichen (unter Colonna) und spanischen Truppen (unter Serbelloni) nach dem Abzug der Franzosen zur Besetzung nicht nur des Veltlins, sondern der ganzen Republik Gemeiner Drei Bünde geschritten wären. Verhindert hat dies vor allem der von den Bündnern gewiß nicht einkalkulierte Erfolg Bernhard von Weimars am Oberrhein. — Jenatsch hat den Aufstand auch keineswegs in eigener Regie geführt, sondern im Auftrag der Bundeshäupter. Wenn Meyer ihn in der berühmten Szene mit Serbelloni als Staatsoberhaupt auftreten läßt, entspricht dies in keiner Weise den Tatsachen. Er war der von der bündnerischen Exekutive gewählte militärische Oberbefehlshaber, hatte aber politisch wenig oder gar keinen Spielraum. Meyer vereinfacht die Dinge beträchtlich, wenn er Jenatsch als den alleinigen Wiederhersteller der Unabhängigkeit der Drei Bünde darstellt. Der Oberst war eine wichtige Figur im Spiel der Kräfte, aber nicht mehr.

Immerhin sei ihm zugestanden, daß er wohl als erster und lange Zeit einziger daran gedacht hat, sich Frankreichs zu bedienen, um eine starke Verhandlungsposition Spanien gegenüber zu erlangen, wozu vor allem der Besitz des Veltlins gehörte, dann aber mit Frankreich zu brechen und auf eigene Hand die Einigung mit Spanien zu suchen. In der Ausführung dieses Planes unterliefen ihm und den andern Verantwortlichen grobe Fehler, und es war einiges Glück im Spiel, daß die Rechnung zum Schluß doch noch aufging.

Nach diesem historischen Exkurs sei abschließend der Roman als Ganzes ins Auge gefaßt. Sein Thema ist letzten Endes der Konflikt zwischen Politik und Moral. Da steht auf der einen Seite der gewissenlose Jenatsch, den das Schicksal dazu bestimmt hat, sein Volk aus der Abhängigkeit in die Freiheit zu führen, und der abtreten muß, nachdem er sein Werk vollbracht hat. Auf der andern Seite steht Rohan, der nicht als Amtswalter der französischen Politik gesehen ist, sondern als Hugenott und adeliger Mensch, dessen Vorstellungen von moralischer Handlungsweise ihn ebenso schicksalsmäßig zum Opfer bestimmen. Und da steht überdies Lukretia, die unter der moralischen Pflicht zur Blutrache ihr persönliches Glück zurückstellen muß und ihre Liebe dem politischen Mord aufopfert. Dieser Konflikt ist unlösbar. Er kann nur mit Tod oder Entsagung enden. Jede Auflehnung — Jenatsch versucht sie ganz zuletzt, indem er Lukretias kategorische Erklärung: «Auf Rietberg wird keine Hochzeit gefeiert!» in listiger Weise umzubiegen versucht — ist zwecklos, denn das Schicksal nimmt unbeirrt seinen Lauf. Es hilft auch nichts, die politischen Missetaten durch die Moral ihrer patriotischen Notwendigkeit zu sublimieren. Jenatsch hat zwar sein Volk befreit, doch der Strafe verfällt er trotzdem.

Die Erzähltechnik arbeitet bereits mit modernen Mitteln: Rückblende, innerer Monolog, Mitteilung von Träumen, Kontrastierung durch Gegenschnitt. Der Dichter verschwindet hinter seinen Figuren; diese sprechen für sich selber, sofern sie nicht durch andere Figuren kommentiert werden. Besonders auf Jenatsch fällt das Licht von verschiedenen Seiten. — Weiten Raum nehmen die Naturschilderungen ein. Sie sind oft mit symbolischer Vorbedeutung gekoppelt, etwa das aufziehende Gewitter im ersten Kapitel. Man spürt, daß Meyer die Schauplätze nicht nur flüchtig studiert, sondern die Landschaften, allen voran die bündnerischen und Venedig, in sich aufgenommen hat. So ist der Roman von der Luft des Echten durchweht, auch in der Darstellung der Volkstypen.

Als wichtiges Stilmittel setzt Meyer die Ironie ein. Sie mildert den tragischen Ernst, der ja der Grundton des Werkes ist, gibt dem Leser Gelegenheit, sich zu entspannen, und verhindert das Abgleiten ins Melodramatische. Daß der «Jenatsch» ursprünglich als Theaterstück konzipiert war, verraten die vielen Dialogszenen, vor allem die Gespräche mit dem Herzog oder die bekannte und mit Recht bewunderte Szene mit Serbelloni.

Der Handlungsverlauf enthält einige Unwahrscheinlichkeiten. So klingt es beispielsweise recht unglaubhaft, daß ausgerechnet Lukretia nicht weiß, wer ihren Vater umgebracht hat — nachdem kurz vorher Wertmüller sich erinnert, wie ein Bänkelsänger in Zürich den Hergang der Rietberger Untat öffentlich zum besten gab — und in der Szene beim Herzog Rohan in Venedig aus allen Wolken fällt, als Jenatsch sich als Zerstörer ihres Glückes vorstellt. Sie hat ja längere Zeit mit ihrem Onkel Rudolf zusammen in Mailand gelebt, und daß auch dieser über den Mörder des Bruders in Unkenntnis bleibt, trotz ständigem Kontakt mit mailändischen Regierungsstellen, will dem Leser nicht eingehen. Auch das Auftauchen Lukretias in Venedig, um vom Herzog einen Freibrief zu erbitten, ist ein eher fadenscheiniger Vorwand, sie ins Spiel zu bringen. Wie sollte sie Kenntnis von der noch geheimgehaltenen zukünftigen Rolle des Herzogs in den Drei Bünden erlangt haben, da sie doch nicht einmal den allgemein bekannten Mörder ihres Vaters nennen kann! Daß Rohan seinen Feldzug in Venedig vorbereitet, gehört ebenso zu den Unwahrscheinlichkeiten der

Handlung. Rohan hat sich zwar tatsächlich in Venedig aufgehalten, aber erst, nachdem er schon längere Zeit Oberkommandierender in den Drei Bünden war, und sein Heer hat er, der Logik entsprechend, von Frankreich her auf den Kriegsschauplatz geführt. Psychologisch fragwürdig ist auch, wie Alfred Zäch in seiner Meyer-Monographie überzeugend nachweist, das Motiv der Blutrache als beherrschendes Zentrum in den Gedanken Lukretias. Der Dichter stellt sie als edle, gebildete Dame dar, nicht als primitives, stumpf von Affekten getriebenes Wesen, und so will der Rachedurst nicht so recht zu ihr passen. Von da her wirkt auch das Mordfinale im Churer Rathaus eher konstruiert. Schon Keller hat sich daran gestoßen.

Diese Mißgriffe erklären sich damit, daß Meyer mit dem «Jenatsch» noch gewissermaßen sein Gesellenstück lieferte. Ähnliches ist dem späteren Meister nicht mehr passiert.

Ein Urteil über das Sprachliche muß davon ausgehen, daß der Roman vor mehr als hundert Jahren entstand. Realismus im Sinne der Alltagssprache lag Meyer ohnehin fern. Er wollte ein dichterisches Kunstwerk schaffen, und dazu gehörte nach seiner Meinung auch die überhöhte, poetische Sprache. Zudem spielt der Roman in historischer Zeit, und wenn der Dichter auch keinen «Professorenroman» zu liefern beabsichtigte, in dem die Personen die Sprache ihrer eigenen Zeit sprechen, so mag doch manches in den Quellen Gelesene, heute etwas antiquiert Anmutende, eingeflossen sein. Manche Dialoge wirken etwas forciert. In andern allerdings ballt sich dramatische Kraft und läßt den Leser vergessen, daß er Erdachtes vor sich hat, nicht das Leben selbst. — Meisterhaft ist Meyer überall in den Schilderungen der Schauplätze, sei es die Landesnatur Graubündens und des Veltlins oder die Atmosphäre Venedigs. Hier gelingen ihm unvergeßliche Formulierungen.

Die Verbreitung, die «Jürg Jenatsch» schnell gefunden hat, spricht dafür, daß Meyer sein Publikum zu fesseln wußte. 1877, also ein Jahr nach dem Erscheinen des Originals in Buchform, wurde der Roman ins Flämische, 1879 ins Dänische, 1880 ins Englische übersetzt, und daß schon 1881 eine rätoromanische Version folgte, ist ein Zeugnis dafür, daß die Bündner sich in dieser «Bündnergeschichte» wiedererkannten. Ein Jahr darauf erschien eine selbständige amerikanische Ausgabe und, eigentlich recht spät in Anbetracht des Themas, 1888 eine französische und auch eine holländische. Heute ist der Roman in alle Kultursprachen übertragen.

Welche Zukunft steht dem «Jürg Jenatsch» bevor? Ich habe bereits angedeutet, daß ein Buch, das hundert Jahre lang ununterbrochen präsent war, gute Aussichten hat, auch noch nach zweihundert Jahren gelesen zu werden. Die Welt mag sich bis dahin bis zur Unkenntlichkeit verändert haben — sie ist ja auch seit 1876 nicht stehengeblieben —, doch der Mensch wird sich auch dann im wesentlichen noch gleich sein. Es wird auch dann noch Kraftnaturen, Fanatiker, unglückliche Liebende, Ungläubige, Spötter und enttäuschte Ehrenmänner geben, und so mögen sich die Leser in hundert Jahren in diesem Werke ebenso wiedererkennen, wie wir Heutige uns in ihm gespiegelt sehen.